

# *Wir binden den Plon*

Ostpreußischer Erntedank



Wir danken, Herr, für Brot und Kleid,  
für Deines Himmels Spende;  
was Du-uns gäbst, ist hoch geweiht,  
füllt die entleerten Hände.  
Ach, daß nach aller Sæezeit,  
wenn unser Werk zu Ende,  
im Reichtum Deiner Ewigkeit  
es volle Ernte fände!

Josef Bauer

Vorwort zur 1. Auflage 1975:

#### Liebe Freunde und Landsleute!

„Wir binden den Plon“ — so nennen wir unser neues Heft zum Erntedank, eingedenk des schönen, altüberlieferten Brauches aus Masuren. Aus den Ähren der letzten Garben, gesondert gemäht, wurde der Erntestrauß, der Plon, gewunden. Körner daraus wurden unter die neue Aussaat gemischt; so rundete sich das Jahr zu einem Kreis. Wenn uns Ost- und Westpreußen, die wir seit vielen Jahren in den großen Städten leben, das Miterleben von Saat und Ernte nicht mehr so umschließt wie einst zu Hause, so sind wir doch wie alle Menschen dieser Erde in die ewig gültige Ordnung des bäuerlichen Jahres hineingestellt und des sichtbaren Segens teilhaftig. Deshalb werden wir auch diese erfüllte Zeit nicht vorübergehen lassen, ohne Erntedank zu feiern und unsere tiefe Dankbarkeit und das Wissen um den kostbaren Besitz des täglichen Brotes zu bezeugen.

Sehr durchgreifend hat sich die Welt gewandelt, seit wir zu Hause den Plon banden. Der Besinnung auf diesen Wandel, der uns aufrufen soll zu verantwortlichem Handeln, ist Hedwig von Lölhöffel nachgegangen. In enger Zusammenarbeit mit ihr, die als Landkind in Tharau aufgewachsen ist, entstand der Inhalt dieses Heftes. Über das Erleben der Erntezeit in Ostpreußen in guter und in schwerer Zeit sagen unsere ausgewählten Beiträge aus. Hedwig von Lölhöffel, der an dieser Stelle sehr herzlicher Dank gesagt sei, hat für eine Erntedankfeier in unseren Gemeinschaften zwei Vortragsfolgen geschrieben. Eine Szene, die zur ersten Folge gehört, fügen wir im Abdruck bei.

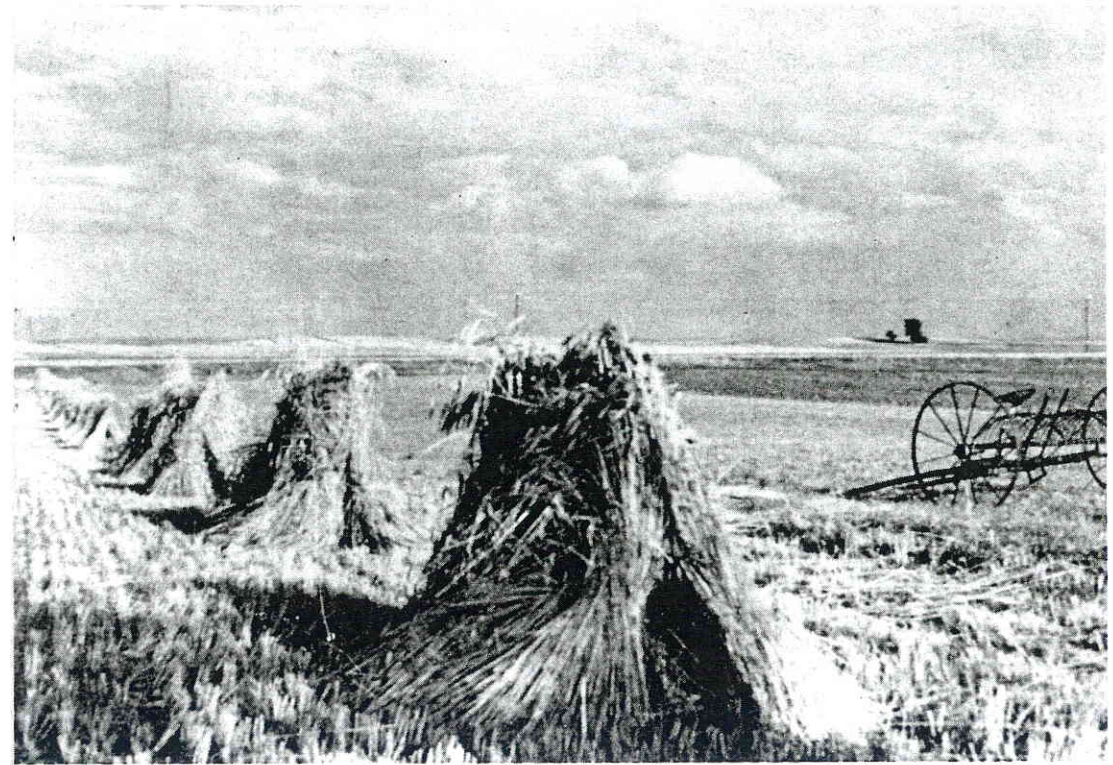
Allen Dichtern und Schriftstellern, den Verlagen und dem Ostpreußenblatt danken wir für die so freundlich erteilten Abdruckgenehmigungen. Herzlichen Dank sagen wir Erich Behrendt für seine Zeichnungen zum äußeren Schmuck des Heftes. — Das Erntebild „Zwischen Tilsit und Insterburg“ (Seite 14) stellte uns Ruth Hallensleben, — das Erntebild (Seite 33) das Fotoarchiv Max Löhrich zur Verfügung. Sehr dankbar sind wir Frau Frieda Fäher, Bremen, für ihre Aufnahmen vom Plon. Alle weiteren Bilder sind dem Bildarchiv der Landsmannschaft Ostpreußen entnommen.

Hanna Wangerin

Aufgrund der immer neuen Nachfrage nach diesem Heft haben wir uns entschlossen, das Heft mit nur wenigen Änderungen in einer zweiten Auflage herauszugeben, damit noch viele Leser hierin Anregung, Erinnerung und Freude finden mögen.

Hamburg 1987, Doris Jacobs

© Herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Abteilung Kultur  
2. Auflage 1987  
Druck: Gerhard Rautenberg, Leer (Ostfriesland)



Neuhäuser, Kornfeld mit Hocken

HEDWIG VON LÖLHÖFFEL

## Einführung

Dieses Heft enthält Vorschläge für Veranstaltungen zur Erntezeit in großem und in kleinem Kreise. Verschiedene Texte, besonders Gedichte, sind dabei austauschbar. In der heutigen Lage, die vielen Menschen allen Grund zu sehr ernsten Überlegungen gibt, wollen wir keinen Erntedank feiern, der nur Unterhaltung und Vergnügen bringt. Zu Hause in Ostpreußen hatten die Landarbeiter durch viele Wochen besonders schwerer Arbeit ihr Vergnügen verdient. Wir, die wir zum Gedenken an die Erntezeit in unserer Heimat zusammenkommen, haben — bis auf wenige Ausnahmen — unsere Ernte nicht selbst erarbeitet. Das Erntedankfest ist also kein Lohn für uns, sondern Gedenken und Mahnung. Es soll uns im Wissen über die Geschichte unseres Landes, über seine Wirtschaft und seine Gebräuche bereichern. Es soll uns aufrufen zu verantwortlichem Handeln, wo es um unsere heutige Ernährung geht. Wir wollen daher kein Unterhaltungsprogramm mit loser Folge von Lied — Gedicht — Rede — Gedicht — Lied — lustigen Szenen und Witzen zusammenstellen, sondern den Grundgedanken in einem fortlaufenden Text allen Anwesenden nahe bringen und Lied wie Gedicht

da einfügen, wo sie ihrem Inhalt nach hingehören. Wenn wir hinterher tanzen, bitte nur unsere alten ostpreußischen Paartänze, die jeder schnell lernt und mit Freude tanzt. Es stimmt nicht, daß wir über die modernen Tänze und die entsetzlich laute Musik nicht hinwegkommen. So viele Menschen, auch junge, haben das alles schon über und freuen sich an der Heiterkeit unserer Tanzweisen und Tänze. Es gehört nur Zivilcourage dazu und ein fröhlicher Tanzmeister, — dann wird es gelingen.

## Folge I

Bei dieser Folge können beliebig viele Personen mitwirken, mindestens werden drei gebraucht: ein Sprecher, der zugleich singt, und zwei Darstellerinnen (Marktfrau und Käuferin). Besser ist es, wenn mehr Menschen mitwirken: ein paar Singende oder ein ganzer Singkreis sowie einige Sprecher. (Siehe Beilage)

Der nachfolgende Text kann abwechselnd von zwei Sprechern gelesen oder frei vorgetragen werden. Er kann aber auch dem Leiter der landsmannschaftlichen Gruppe als Anregung für eine kurze Ansprache dienen. Eine längere Rede erübrigt sich, weil in der Folge schon das gesagt und vorgetragen wird, was uns am Erntedankfest bewegt.

### Lied: Das Feld ist weiß

Das Feld ist weiß, die Ähren nun sich neigen,  
um ihrem Schöpfer Ehre zu erzeigen.  
Sie rufen: Schnitter! Laßt die Sicheln klingen,  
laßt unsers Herren Lob zum Himmel dringen.

Ein Jahr, Allgüt'ger, liebest Du es wahren,  
bis uns gereift die Saat, die uns soll nähren.  
Nun Du sie spendest, sammeln wir die Gabe,  
von Deiner Huld kommt alle unsere Habe.

Wir, Dein Gesinde, wollen gern ertragen  
im Schweiß des Angesichts der Arbeit Plagen,  
nur segne, Vater, unsrer Hände Werke,  
schenk uns Gesundheit, neue Kraft und Stärke!

Dein Ruhm besteh' in alle Ewigkeiten,  
Dein starker Arm sei allzeit uns zur Seiten.  
Laß unsrer Herzen Dank Dir wohlgefallen,  
wenn froh zum Lob die Lieder schallen.

Aus Masuren

Sprecher (oder Redner): Zum Erntedankfest wird mancherlei gesprochen und geschrieben. Seit einigen Jahren ist es meistens dasselbe, das wir hören und lesen: Über wachsenden — oder vielleicht bald abnehmenden Wohlstand in unseren Breiten, über Hunger in anderen Gegenden der Erde, über die Schwierigkeiten, wenn man helfen möchte.

Hier, im landsmannschaftlichen Kreis, wollen wir nicht über das reden, was wir schon in Kirchen und Schulen, auf Gemeindefesten, bei Vereinen aller Art, im Funk, im Fernsehen, in Zeitungen dargestellt bekommen. Unser ganz besonderes Anliegen ist Ernte und Erntedank, so — wie wir Ostpreußen sie früher erlebten und was sie uns jetzt bedeuten.

Bis vor 30 Jahren durften wir die Früchte unseres heimischen Bodens in harter Arbeit, aber mit Liebe und Freude selber ernten. Wir dankten dem Himmel und dankten den arbeitenden Menschen, schmückten die Altäre unserer Ordenskirchen mit den Gaben unserer Felder und Gärten, speisten, tranken, sangen und tanzten auf den Speicherdielen, bevor sie mit ausgedroschenem Korn bedeckt wurden.

Auch die Bewohner unserer kleinen Städte feierten mit, wenn die rundherum wohnenden Bauern und Gutsarbeiter auf geschmückten Leiterwagen „vierelang“ über Markt und Straßenpflaster fuhren, von Reitern auf blanken Pferden begleitet. Wir Ostpreußen waren stolz, daß wir ein landwirtschaftliches Gebiet bewohnten und bearbeiteten, — daß wir nicht nur unsere eigene Nahrung schafften und dankbar genossen, sondern unser Land auch Kornkammer war für die großen Städte in der Mitte und im Westen des Deutschen Reiches.

Seit aber Land und Mensch gewaltsam voneinander getrennt wurden, liefert unser Boden kein Korn in den Westen. Die neuen Bewohner müssen zum Teil von Einfuhren leben, obgleich die Landwirtschaft immer noch dort vorherrscht, obgleich Reisende aus Westdeutschland die Fahrten durch Kornfelder genießen, den Anblick der Pferdewagen, der Störche hinter den Hungerharken wie in einem Traum aus der Kindheit.

Wehmütig kehren sie aus dem armen Land in den heute noch wohlhabenden Westen zurück und kaufen in vollen Läden die Nahrung, die nur zum kleinsten Teil in diesem Land geerntet wurde. Wer weiß, woher das alles kam, was wir hier auf Märkten und Supermärkten finden: Fett und Getreide, Gemüse und Früchte? Wer weiß, was in alledem enthalten ist, was die Nahrung so unbedenklich macht, ohne daß wir es gleich merken?

Denken wir an unsere Höfe zu Hause, an unsere Pferde und Rinder, die reichlich Mist lieferten für Äcker und Weiden, an unser Federvieh, das auf dem Rasen nach Würmern und Körnern suchte? In lebendigem Kreislauf gediehen miteinander Pflanzen, Tiere und Menschen. Der Mensch gehörte und diente dem Land, nicht nur das Land dem Menschen.

In Westdeutschland, wo wir nun seit Jahrzehnten leben, trauern wir nicht bloß um unser geraubtes Gebiet, um unsere Höfe und Felder. Mehr und mehr trauern wir auch um das Bauernland hier im Westen und Süden Deutschlands, um alle die bayerischen, hessischen, westfälischen, niedersächsischen und holsteinischen Höfe, die nicht mehr leben können, wenn sie sich nicht beschränken auf einzelne Massenerzeugnisse.

Bald werden Höfe zu Agrarfabriken. Ohne Freude, ohne Liebe wird dann erzeugt und ohne Rücksicht auf das, was unserer Nahrung den Wert gibt im Dienst für Erhaltung und Gesundheit des Menschen. „Rentabilität“ muß dann einziger Maß-

stab sein für das, was bei der Erzeugung von Nahrungsmitteln getan oder gelassen wird. Die meisten Käufer werden verlockt durch Größe und schönes Aussehen der Dinge, die sie auf den Tisch bringen oder in einer Pause des gehetzten Arbeitstages verzehren. Gar zu viele lassen sich von der bequemen Verpackung locken, ohne an den Schaden zu denken, an giftige Stoffe und massenhaften Abfall. „Ich allein kann das doch nicht ändern!“ sagen die meisten.

Wir Ostpreußen, die wir aus eigener Kenntnis über diese Entwicklung ein Urteil fällen können, ganz besonders wir sollten uns am Erntedankfest die Frage stellen: Was können wir tun, um all jener Übel Herr zu werden? Dürfen wir Gott danken für das, was uns nährt und erhält, wenn wir mit den Gaben der Natur, mit Erde und Lebewesen ohne Verantwortung umgehen? Dank sollte nicht in Worten bestehen, sondern im dankbaren Umgang mit allem Lebendigen, in der richtigen Auswahl dessen, was uns bekömmlich ist, im richtigen Maß, im Bewerten der Güte, die uns mehr gelten sollte als Menge und äußerer Schein.

Zu Hause, wo die meisten von uns in frischer Luft körperlich arbeiteten, brauchten wir viele, einfache und gehaltvolle Kost. Heute kämen wir mit weniger aus, wenn wir auf die Güte achteten, wenn wir unnütze Leckerei und Schlemmerei meiden würden. Wenn wir das alles überdenken, könnten wir Mut und Hoffnung aufgeben, aber wir Ostpreußen haben noch nie den Kopf verloren. Versuchen wir also, statt nur haben und genießen zu wollen, jeder an seinem Platz verantwortlich zu handeln, arbeitsam und bescheiden, wie es immer unsere Art war. Denn nur durch unsere täglich gelebte Art ist es möglich, daß Ostpreußen in seinen Menschen weiter besteht.

Lied: Das ist des deutschen Siedlers Art (gesungen oder notfalls gesprochen).

## Lied der Kulmer

Das ist des deutschen Siedlers Art,  
Durch die der Sumpf zu Segen ward,  
Brache zu Acker, Lehm zu Dom  
Und Urgewalt zu Segensstrom:  
Zu leiten, was vom Weg geirrt,  
Der Seinen und der Herden Hirt,  
Ein Freier unter Seinesgleichen;  
Zu wahren beide, arm und reich,  
Der Sippe Zucht, des Stromes Deich,  
Denn wer nicht will deichen,  
der soll weichen!  
Doch brausen Krieg und Flut heran:  
Jedermanns Knecht sei Jedermann!

Worte: Agnes Miegel — Gesammelte Gedichte,  
Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf - Köln  
Weise und Satz: Wilhelm Scholz  
Eigentum: Voggenreiter Verlag, Bad Godesberg



Frauen bei der Getreideernte

Es war ein Land, — im Abendbrand  
Garbe an Garbe im Felde stand.  
Hügel auf, Hügel ab, bis zum Hünengrab  
Standen die Hocken, brotduftend und hoch,

Und drüber der Storch seine Kreise zog.  
So blau war die See, so weiß der Strand  
Und mohnrot der Mond am Waldesrand  
In der warmen Nacht, — der Erntenacht!

Agnes Miegel

## Folge II

In einer kleineren Gruppe, am langen Tisch oder in der Runde sitzend, wird man in anderer Art der Erntezeit gedenken. Schön ist es, wenn möglichst viele Anwesende sich beteiligen, wenn jeder etwas von Ernte und Erntedankfest zu Hause erzählt. Die Lieder werden gemeinsam gesungen. Wer die Zusammenkunft leitet, erzählt etwas über die ostpreußische Ernte in geschichtlicher Folge. Andere lesen Gedichte und Erzählungen aus der Erntezeit. Besonders der Landarbeitersohn August Schukat, der Gutsbesitzer und Naturforscher Walter von Sanden, die Landfrau Erminia v. Olfers können uns ein anschauliches Bild geben. Wer von den Anwesenden die Erntezeit unter russischer oder polnischer Herrschaft erlebt hat, sollte etwas darüber erzählen.

## Ostpreußische Ernte im Wandel der Jahrhunderte

Ernte ist älter als Ackerbau. Was frühe Völker in den Wäldern sammelten, diente zur Nahrung: Pilze und wilder Honig, Früchte, Samen, Blätter und Wurzeln der als nahrhaft und bekömmlich erkannten Pflanzen.

Auch die Ureinwohner Preußens lebten von dem, was sie sammelten, bis sie für den Anbau von Pflanzen sowie für den Fang von Tieren Geräte erfanden. In den Gräbern der alten Preußen haben die Altertumsforscher hölzerne Hakenpflüge und Sicheln gefunden, Handmahlsteine und in Tongefäße eingedrückte Körner von Roggen und Hafer. Im frühen Mittelalter, als im westlichen Europa um Dörfer und Städte herum Kornfelder wuchsen, als Mönche ihre Blumen- und Gemüsegärten pflegten, waren unsere alten Preußen noch Waldbauern, das bedeutet, sie rodeten ein Stück Wald, meistens in runder Form, und bearbeiteten es mit dem Hakenpflug, den sie Zoche nannten. Sie sammelten Getreidesamen, säten sie aus und ernteten mehrere Jahre lang das Getreide, das sich selber ausgesät hatte, bis der Acker nicht mehr genug hervorbrachte. Dann rodeten sie ein neues Stück Wald. Für die kleinen Stämme der Ureinwohner war Land genug vorhanden. Die große Wildnis zwischen Memel und Pregel blieb noch lange Zeit unbewohnt. Roggen für den Menschen und Hafer für die kleinen Pferde reichten neben Tieren und Wildfrüchten als Nahrung aus. Die ersten gezähmten Schweine wurden in den Wald getrieben, wo sich reichlich Eicheln und Bucheckern fanden. Für die Rinderhaltung fehlte es an gutem Weideland. Dieses konnte erst entstehen, als deutsche Siedler ihre Ackergeräte mitbrachten, als Zisterziensermönche Rodedörfer anlegten, als Ordensritter das Land einteilten und es nach magdeburgischem und kulmischem Recht oder nach selbst geschaffenem Gesetz verwalteten.

Von den Siedlern lernten die Preußen allmählich die Dreifelderwirtschaft, eine Fruchtfolge von Winterkorn, Sommerkorn und Brache. Es wurden Wassermühlen gebaut. In der Schmiede entstanden eiserne Pflugscharen, Eggen, Sensen und eisenbeschlagene Wagen. — Die Ernteerträge wuchsen von Jahr zu Jahr. Die Kornspeicher in den Ordensburgen, die Fachwerkspeicher der Hanse-Kaufleute in den jungen Handelsstädten füllten sich. — Wenige Generationen nach Gründung dieser Städte wie des Ordensstaates Preußen konnte ein großer Teil der Ernte auf Segelfrachtern über die Ostsee gehen.

„Eyn fruchtbar Landt“ meldeten Chronisten, wenn sie über Preußen berichteten. Aber es gab auch immer wieder Not- und Hungerzeiten. Kriege und Feuersbrünste vernichteten das Korn auf den Feldern, in Speichern und Scheunen. Viele Bauern kamen um oder flüchteten, Seuchen vernichteten viel Menschenleben. Immer wieder mußte neu begonnen werden. Hochmeister und Komture, ermländische Bischöfe und Domherrn, herzogliche Amtshauptleute und königliche Domänenräte haben nach Pest- und Notzeiten, nach Verwüstungen des Landes dafür gesorgt, daß immer wieder neues Korn wuchs, daß Brache und Heideland in fruchtbare Äcker verwandelt wurden, daß Kanäle die moorigen Landschaften entwässerten. Sie riefen neue Siedler ins Land und erließen ihnen für die ersten Jahre die Steuer. So trug unser Boden immer wieder reiche Ernte. Schiffe trugen bereits vor 300 Jahren zur kurfürstlichen Zeit 500 000 Scheffel Korn in alle Welt. Hundert Jahre später waren es drei Millionen Scheffel, dann stieg von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Menge des ausgeführten Getreides. Nur zur Zeit Napoleons, als England die Einfuhr verhinderte, und noch ein paar

Jahrzehnte danach bereitete die Ausfuhr Schwierigkeiten, Getreidepreis und Bodenpreis sanken. In dieser Zeit, gerade während der Bauernbefreiung, geriet die ganze Landwirtschaft in große Not, so daß Bauern und Gutsbesitzer hungerten, weil sie fast alles Geerntete billig verkaufen mußten. Aber nie vergaßen sie zu danken für die Gaben des Himmels und der Erde. Das trockene Roggenbrot gab ihnen so viel Kraft, daß sie durchhielten, bis sie ihre Höfe zu neuer Blüte bringen konnten.

Die Bitte um gute Ernte und der Dank dafür waren so alt wie die Ernte selber. Bei den alten Preußen richteten sie sich an die Göttermutter, später dann an den Erntegott Kurcho oder an Perkunos. Ritter, Mönche und deutsche Siedler brachten ihnen Glauben mit und dankten Gott dem Herrn, dankten auch St. Leonhard und anderen Heiligen, den Schutzpatronen von Acker und Vieh. An den Kalendertagen dieser Heiligen gab es den Ritt um die Fluren, das Besprengen der Äcker und Ställe mit geweihtem Wasser. Umzüge junger Burschen in Tiergestalt, hohe Sprünge bei Frühjahrs- und Erntetänzen, Gebäckformen, Web- und Flechtformen, die Fruchtbarkeit bedeuteten, viele Gebräuche wanderten vom Heidentum ins Christentum und lebten bis in unsere Tage hinein als Zeugen des Glaubens, daß der Mensch mit Gebärde, Gedanken und Gesang am Werden des Lebendigen mitwirkt wie mit seiner Hände Arbeit. Die erste Saat, in Kreuzform ausgeworfen, das Kreuz im ersten Scheffelmaß und auf der Kruste jeden Brotes verheißen Segen und Gedeihen.

Auch die Arbeiten der ältesten Ureinwohner wurden bis in unsere Generation hinein neben allen Neuerungen verrichtet. In unseren Wäldern fanden Frauen und Kinder reichlich Pilze, Blaubeeren und süße Walderdbeeren. Großmütter trockneten Romeien, so hießen bei den alten Preußen die Kamillen, Schafgarben und Johanniskraut zur Heilung für die Kranken.

Der Waldboden aber war immer kleiner geworden. Verglichen mit den bergigen Landschaften anderer Teile Deutschlands war Ostpreußen ein waldarmes Gebiet. Zuletzt bestanden gute Zweidrittel des ostpreußischen Bodens aus Feldern, Wiesen und Weiden, davon die gute Hälfte aus Getreideacker. Hiervon wieder wurde der kleinere Teil mit Futtergetreide besät, mit Hafer, Gerste, grünen, gelben und grauen Erbsen, Peluschken, Wicken und Bohnen. An Hackfrüchten bauten wir Futterrüben und Wruken, hier und da auch Zuckerrüben, und seit 200 Jahren Kartoffeln, von denen die ersten die Salzburger mitbrachten. Auf den Rotklee-schlägen ernteten wir das schönste Grün- und Winterfutter. In früheren Zeiten säte jeder Bauer viel Flachs. Den bearbeiteten dann die Frauen, bis Hosen und Schürzen, Handtücher und Laken daraus geworden waren. Die größten Flächen trugen unser Brotgetreide, davon nur ein Viertel Weizen, drei Viertel Roggen. Unser Brot war reines Roggenbrot, — geschrotet, also gröber und dunkler, oder gesichtet, also feiner und heller. Dieses Brot, vom eigenen Getreide selbst gebacken, getrieben mit lange gelagertem Sauerteig, bei Sonnenaufgang geknetet und zu riesigen Brotlaibern geformt, hat uns Kraft und Gesundheit geschenkt. Mancher besinnt sich wieder darauf und beginnt, selber zu backen aus gesundem Roggenmehl. Manches junge Paar findet dabei eine sinnvolle Beschäftigung in freien Stunden.

Unser Weizen war für den Sonntag da, für hefegetriebenen Stritzel und Fladen, aber auch für das Kochen am Alltag, für das angebundene Suppen, für Mehlschwitze, Keilchen und Flinsen und vor allem für das allabendliche Klunkermus, Kleckermus, Schlichtmus oder Atlasmus.

Gerste und Hafer nährten nicht nur das Vieh, wir kochten davon unser „Unschuld-suppen“, — die Zungen waren noch nicht verwöhnt durch Süßigkeiten und scharfe Gewürze. Unser Brot, unsere Grütze, unsere Graupen sorgten dafür, daß die Zähne kräftig blieben und daß die Kaldaunen keine Sperenzchen machten.

Unseren großen Viehbeständen und der Haltung aller Tierarten auf jedem Ackerbaubetrieb war es zu verdanken, daß die künstlichen Düngemittel nur als Zugabedienten. Unsere Landwirtschaftskammer schickte Fachleute herum, die die Landwirte in der Bereitung von Edelmist unterrichteten. Und schließlich gab es auch bei uns schon in den zwanziger Jahren einige Güter und Gärtnereien, die erfolgreich ohne Kunstdung zu wirtschaften begannen. Unsere Landwirtschaft, zu einem Viertel der Bodenfläche aus größeren Gütern, zu einem Viertel aus Großbauern, zu einem guten Drittel aus mittelgroßen Bauerngrundstücken, zum kleinsten Teil aus Kleinsiedlungen bestehend, konnte mit ihren guten Ernteerträgen außer den 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Millionen Ostpreußen noch weitere 2 Millionen Deutsche und Ausländer ernähren. Seit wir unser Land verlassen mußten, ist das nicht mehr möglich. Auf den Sowchosen, den staatlichen Gütern, soweit ein tüchtiger Verwalter sie bewirtschaftet, kommen seit einigen Jahren erst die Ernteerträge den einstigen gleich. Die Kleinbauern, von denen oft mehrere auf einem unserer ehemaligen mittelgroßen Höfe wirtschafteten, mühen sich, ihr Soll zu erfüllen, fahren die Erzeugnisse der Felder und Gärten auf die Kleinstadtmärkte und führen ein mühseliges Leben. Reisenden fällt ihre Armut auf, aber auch ihr freundliches Wesen und ihre Gastfreundschaft. Bereitwillig führen sie die eigentlichen Eigentümer der Höfe, die ihre Dörfer im südlichen Teil Ostpreußens besuchen, in der Wirtschaft herum, ohne sich beraten zu lassen, ohne sich nach der Lage der Entwässerungsröhre oder gar nach früheren Ernteerträgen zu erkundigen. Für die Städte reicht ihre Ernte nicht aus. Vielleicht aber ist ihr Brot so gesund wie unseres es war. Die Luft ist klar und rein, die Farben in der Landschaft scheinen dem, der aus dem dunstigen Westen kommt, märchenhaft. Das Bild der Ernte erinnert an unsere Jugend: Hocken, Leiterwagen mit Pferden, Hungerharken und Störche. Und arbeitswillige, ausdauernde Landmenschen.

Die meisten von uns ostpreußischen Landbewohnern sind hier in die Städte verschlagen. Wir haben genug zu essen, aber die Güte der Nahrungsmittel wird immer fragwürdiger. Erntedank bedeutet für uns, die wir nicht mehr selber ernten, daß wir uns Gedanken darüber machen, wie wir zu gesundem, bescheidenem Leben finden und dadurch mancher Übel Herr werden können.

## Tischspruch

Gleichwie der Baum die Wurzel senkt  
ins Erdreich, das die Kraft ihm schenkt,  
um Ast und Blatt und Frucht zu treiben,  
woll'n wir der Erde Kinder bleiben  
und froh aus ihren Kräften leben,  
woll'n grade wachsen, aufwärts streben  
und Gott in uns die Ehre geben.

Wilhelm Scholz

AUGUST SCHUKAT

## Oppe Bank varre Där

„Hiete noamöddach war wie Koorn anhaue“, säd de Voader, wie he möddachs önnne Stoaw rönkeem, un to mie: „Moak die bereit, du jeist Woater droage fare Lüüd. Plompst de Kiew voll Woater, spannst die e Ochs an un foahrscht de Kiew hen biem Förschter.“

„Ach, e Ochs!“ säd öck, „warom nich e Peerd?“ Wär möt Ochse to dohne had, weet wie dat ös. Säd öck: „Heitsch rom!“ jing he noch lang nich rom, denn mußd öck eerscht war weet wie doll anne Lienje riete. Där dochd woll: öck sie so groot un stark, un war mie doch nich vun so klenem Gnoß kommandere loate. Oeck fohr de Kiew biem Förschter hen, doa stunde dicke Wiedebeem un jeve fein Schatte. An een Aend vunt Hus woahnd Brämersch Großvoader. He huckd gradost oppe Bank varre Där.

„Na, mien Jung, war ju Koorn anhaue?“ frooch he.

„Choa, Großvoader, unde bie de School ware se anfang.“

„Na, böt se ropperkoame, duurt noch e Wiel. Doa kannst die jeruhich noch hier bie mie henhucke.“ Un öck huckd mie hen biem Großvoader oppe Bank.

Vun hier kunn wie dat grote Föld äversehne, böt annem Hoff un anne Lüüd-hieser. „Wat ös dat hiete fare Hötz?“ fung de Großvoader an. „Seh, wie öt Sonnke zöttert!“ Aevret Föld danzd de blanke Sonnke rop un run, de Rute vunne Fönstersch brennde wie Fier, un dat Spiekerdack glitzerd un flimmerd.

„Doa ware de Lüüd hiete ornlich schwitze“, säd de Großvoader.

„Wär haut vär?“ frooch he.

„De Waschkull“, säd öck.

„De Frötz Waschkull, dä haut jeruhich sien Schwatt ömmer egoalsch wäch.“

„He het so e grottem Strohhoort op wie e Woagerad“, säd öck.

„Choa, däm grote Strohhoort hat he all ömmer op bie Koornaust.“

„Un wär haut hindrem Waschkull?“

„De Hanne Sohn.“

„Möttem Hanne ös nich mehr väl los. Dä kann möt siene Feet nich mehr wäch.“

„Denn kömmt de Danner.“

„De Danner, e Keerl, önnne beste Joahre, unne dichtjer Keerl. Dä lächt schon e Schwatt hen.“

„Hinder däm kömmt de Karl Biegel.“

„De Karl Biegel. Wie sächt de Karl doch ömmer? Kömmt äwrem Hund, kömmt äwrem Zoagel.“

„Denn sien Broder, de Krössjoahn.“

„Hat de Voader hiete uck de Knechts tum Haue ranjenoahme? Ei, doa wart de dicke Matthes schwitze! Koornhaue ös anderscht wie dachäver oppet Peerd hucke un riede!“

„Hinder däm haut de grote Binsch.“

„De Friede Binsch nömmt e Schwatt ävrem halve Rigg. Doa ös de klene Klomeit

nuscht turjagen. Wenn dä haut, ös dat, als wenn eener mötte Pitsch önt Woater schleit."

„Un denn de Schlösser.“

„De Franz, de Schlösser, sächt: ‚De Tracktamente ware dierer‘ un proahlt sich jeern möt sien Broder, wat Postassistent ös.“

„Hinder dä koame noch Freioarbeider ut Eiselin un Greenhaus, wat äne Kartoffel avoarbeide.“

„Ei, dat ös joa e langer Räbbel, denn wart et schon schaffe!“

De eerschte were dorch. Stälde de Sense op, nehme döm Wetzsteen utet Schluckerfaß un funge an to wetze.

„Großvoader, nu mot öck driewel“, nehm öm Aemmer un öt Toppke un jing. Eener un dör andre schäppd sich e Toppke voll Woater un drunk.

„Na, Karl“, reep de Danner döm Großvoader to, „du huckst doa scheen öm Schatte un kickst to. Man ran hier un uck önjepackt!“

De Biegel schoov sich e Preemke önt Muul un säd: „Karl, hoal man run de ole Sens vunne Lucht un ran hier! Kömmst ävrem Hund, kömmst ävrem Zoagel.“

„Haut ju man!“ säd de Großvoader, „ju sön Keerls jenooch! Et mot uck eener sön, wo tokicke deit!“

De Manns nehme de Sense oppe Schullersch un jinge torick ant andre Aend. Wie se aller dorchwere, jing öck wedder biem Großvoader hen.

He vartälld: „Dit ös ons klönstet Föld. Dat ware se bool runhebbe. Obber seh noa durt“ — un he wiesd möttem Stock — „am Lindebarch, doa sön zwei Földer, dat eene jeit vunne schwarte Brigg böt noam Eeckewall un öt andre vunt Karnoal böt ane Springwäs. Doa ös jedet Föld an zweihundert Morjes groot.“

Un denn wiesd he noa de andre Sied. „Seh durt run! Doa jeit een Föld vum Körchhoffsbarch böt hen noa Greenhaus un oppe andre Sied böt ane Järtnerwäs. Jedet uck op zweihundert Morjes. Obber dat grözte ös doch de Asstes, doa lange keine zweihundert, dat ös bool dreihundert Morjes groot.“

Mien Jung, jedet Föld sie öck öm Sommer mötte Sens rop un runjegange, hebb doa önjefoahre un öm Harvst jepleecht un öm Frehjoahr jeseecht an dä fuffzich Joahr! Doa kenn öck die Ställke far Ställke. Manche Joahre wör een Jetreid jewachse, dat wiet bool nich wächsaffe kunne. Ach, wat hebb wie ons jequält! Wiewäl Schwitzdrippes hat dat jekost! Froag man dien Voader!“

Auszug aus August Schukat, Oppe Bank varre Där un andre Jeschichtes op ostpreiðisch Platt.

Ruth Geede:

## De Koornfru

De Nacht is witt, de Halm böögt kromm,  
doa geit ent Föld de Koornfru om.  
Dat Heimke schirpt, de Wachtel schnarrt.  
Ob se bi ons ok koame ward?  
Ent Moorbrook stöckt de Woatermann  
sien allerlängste Lichtkes an,

on utem Woold reppt de Schuhu,  
ok he wacht op de hoge Fru.  
Nu ward et stöll, nuscht darf sik rege,  
Se kemmd on brengd dem Broot dem Sege.  
On wenn de Mönsch doavon ward ete,  
sull he dat Danke nich varjete.

WALTER VON SANDEN

## Verregnete Ernte

Da bei dem starken Wachstum das Gras auf den Wiesen und der Klee auf den Äckern zeitig entwickelt waren, konnten wir mit der Heuernte zwei Wochen früher anfangen als sonst. Zolleck und Schulzig waren zufrieden. Das Wetter meinte es gnädig. Zwischen Regenschauern kam trocknender Wind und warme Sonne. Eine gute und große Futterernte des ersten Schnittes wurde geborgen. Das war schon ein Grundstock für den langen Stallwinter.

Das Wachsen auf den Getreidefeldern wollte nicht aufhören. Immer höher wurden sie. Wenn ich in den Roggen hineinging, ragten die Ähren mir weit über den Kopf. Der Weizen stand dicht und stämmig wie eine Bürste, und die Sommerfelder waren eine Pracht. Als der Roggen blühte, schien die Sonne. Die Nächte waren warm ohne Reif. Milde wehte ein befruchtender Wind durch das Meer der Halme. Wie Dampfwolken wogte der Blütenstaub darüber hin.

Eine schöne und zugleich leichtere Zeit kam nach der beendeten Heuernte und vor dem Anmähen des Roggens. Sie wird nur beschert, wenn das Wetter es erlaubt. Oft liegt durch störende Regen das Heu bis in die Roggenernte hinein. In jenem Jahr wurde uns die Atempause geschenkt.

Lang und warm waren die Tage. Zwar rief der Kuckuck nicht mehr aus dem frischgrünen Laub der Bäume. Die Lieder der meisten Vögel waren verstummt. Der Pirol hatte den Kuckuck abgelöst. Aus dunkelgrünen schweren Baumkronen klang sein Ruf. Die Schwalben glitten, belebt durch Wärme und Sonne, unaufhörlich um unsere Gebäude. Sie fütterten ihre Jungen. Froh und behaglich klang ihr sommerliches Gezwitscher von Drähten und Fenstersimsen.

Als ich das Roggenmähen auf allen Betrieben für die nächsten Tage festgesetzt hatte, weil die Reife dazu zwang, bereitete sich scheinbar ein Witterungsumschwung vor. Starke Gewitter mit Platzregen und Stürmen machten dem feuchtwarmen, tropischen Wetter ein Ende. Danach segelten weiße Wolken im frischen Wind über den reinen Himmel, die Schwüle war fort, Menschen und Tiere fühlten sich neu belebt. Die Schwalben flogen durch den hohen Himmel, über dem Wald kreisten Bussard und Schreiadler. Ihre Rufe drangen hell durch die reine Luft zu mir und meinem Pferd.

Auf meinen Feldern aber sah es schlimm aus. Ich machte einen großen Rundritt. Teuer erkaufte war die neue Hoffnung auf eine günstige Wendung dicht vor der Ernte. Mit Sturm und Platzregen waren die Gewitter wie eine Walze über alle Felder gegangen. Viele lagen da platt wie ein Tisch. Andere, über denen der Wind gekreiselt hatte, waren zerzaust, verwickelt nach allen Richtungen. Da war an kein Mähen mit Maschinen zu denken. Alles mußte mit Sensen, mit der Hand geschafft werden. Das würde die doppelte Zeit wie bei stehendem Getreide bansprechen.

Die Natur ist groß im Geben und Nehmen, und der Mensch, wenn er ihr nicht fremd geworden ist, ist es auch im Ertragen und Anpassen. „Wenn jetzt das Wetter gut bliebe“, sagte ich mir, „wird alles noch werden“, und beeilte mich herumzukommen, um mit den Kämmerern die besten Möglichkeiten für das Abmähen der Roggenfelder zu besprechen.



Ernte zwischen Insterburg und Tilsit

Abends gingen wir an den Fluß, fingen schöne Fische und hatten das befriedigende Gefühl, wenigstens das Geschenk der Natur genommen zu haben, das sie uns geben wollte.

Das Abhauen der Roggenfelder war schwerste Arbeit. Die Männer konnten nicht wie sonst hintereinander in langer Reihe mähen. Der Roggen war vom Sturm zu sehr zerzaust und verwickelt. Jeder Mäher bekam ein Stück zugeteilt und mußte sehen, wie und von welcher Seite er am besten damit fertig wurde. Die Mädchen kamen bei dem langen zerzausten Stroh schlecht mit dem Binden der Garben zurecht, und als die Felder mit viel Mühe und Zeit abgemäht, aufgebunden und in Hocken aufgesetzt waren, sahen sie unordentlich aus. Bei dem zerknitterten Stroh boten die Hocken keinen Schutz gegen Regen. Die Garben knickten zusammen. Das Wasser mußte, anstatt abzulaufen, in sie hineinziehen und sie volltränken wie einen Schwamm.

„Jetzt eine Woche ohne Regen, dann wäre das meiste geborgen“, sagte mein Vater. „Den zuerst gehauenen Roggen könnt ihr morgen wohl schon fahren?“

„Ja“, gab ich zur Antwort. „Die Leute und ich brennen darauf. Aber sieh nur das Barometer. Es fällt beständig, und vom Westen schiebt sich eine riesige langfingrige Wolkenhand über den Himmel.“

In jener Nacht wachte ich oft auf und lauschte auf fallende Tropfen. Bis Mitternacht war nichts davon zu hören. Danach schien mir's im Traum, als hörte ich die Dachrinne tropfen. Die Wirklichkeit hatte in meinen Schlaf hineingespielt. Es regnete sanft und ergiebig. Das erste Morgengrauen warf einen matten Schein in meine Stube, ein graues Licht, wie es nur durch tief verhangene Wolken dringen konnte.

Ich sah aus dem Fenster. Reglos und schwer hing das Laub an den Bäumen. Unter den dichten Kronen war die Erde noch hell und trocken. Aber in großen Tropfen begann das Regenwasser von den Blättern darauf zu fallen. Kein helles Stellchen hatte der Himmel, auch im Osten nicht.

Schlafen konnte ich nicht mehr. Es war 3.30 Uhr, noch zweieinhalb Stunden bis zum Arbeitsanfang. Ich zog mich an und ging leise aus dem Haus. Auf der Brücke blieb ich stehen. Mein Fluß hatte sich wieder kargelaufen in den acht regenlosen Tagen, in denen der Roggen abgemäht wurde. Jetzt war seine Oberfläche kraus von fallenden Tropfen, Tausende kleine Kreise entstanden, vergingen, und neue entstanden.

Der Wirtschaftshof lag still. Vieh und Pferde waren auf der Weide. Nur von den Dächern tropfte es, und auf den beiden Storchennestern war Leben. Zischend und gierend empfingen die Jungen einen mit Futter zurückkehrenden alten Storch. Sie hatten Hunger, es war die erste Mahlzeit.

In der Tür seiner Wohnung stand der alte Kämmerer Schmidtke, einen schwarzen Olmantel über den Schultern, und sah in den Regen.

„Für heute“, sagte er nach der Begrüßung, „ist es vorbei mit dem Roggeneinfahren. Wäre nicht das Schlimmste. Hat schon oft in der Ernte geregnet und wurde wieder schön. Aber in diesem Jahr haben wir die schlechten Hocken mit dem langen zerknitterten Stroh. Sind die erst einmal vollgesogen, dann werden sie nicht mehr trocken.“

Zum Frühstück mit meinen Eltern war ich wieder im Hause. „Macht euch keine Sorgen“, sagte ich. „Ich bin überall herum gewesen. Die Leute sind bei andern Arbeiten, und wenn es wieder schön wird, werden sie mit doppelten Kräften schaffen.“

Es regnete drei volle Tage und Nächte. Nur gegen Abend ließ es etwas nach. Die Sonne sah durch schwarzgoldene Wolkenspalten, und nachts goß es wieder mit neuen Kräften.

Am vierten Tage schien morgens die Sonne. Früh war ich draußen und ritt durch die Roggenfelder. Sie sahen nicht gut aus. Durchnäßt und lappig wie zusammengerutscht lagen die Hocken da. Durchweicht waren die Garben bis in die Bänder. Auf den tiefen Stellen der Felder stand Wasser.

Das schwüle Regenwetter begünstigte das Keimen der Körner. Wo die Ähren außen an den Hocken waren und die Luft hinzu konnte, ging es noch. Aber im Innern hatten alle weiße Keime, und bei vielen von ihnen bildeten sich außerdem kleine Wurzeln. War dieser Zustand erst einmal am Getreide eingetreten, dann nahm er bei weiterer Nässe und Wärme schnell zu.

Der zuerst gemähte Roggen stand zweieinhalb Wochen in Hocken und fast ebenso lange im Regen. Die starken Güsse hörten jetzt auf. Aber es kam kein Trockenwetter. Sonne und Wind fehlten. Trotzdem waren die Kämmerer gleich mir dafür, mit allen verfügbaren Kräften an ein Umstellen der Hocken zu gehen, um das Weiterwachsen und Auskeimen der Körner aufzuhalten.



Am nächsten Tage war gutes Trockenwetter. Bei Sonne und Wind schwankten die ersten Roggenfuder in die Scheune. Eine reine Freude waren sie nicht, aber mit jeder Stunde wurde das Stroh trockener. Die Körner hatten sehr gelitten. Ein Drittel von ihnen war ausgewachsen. Jedes davon trug einen sichtbaren Keim und feine vertrocknete Würzelchen.

„In diesem Jahr wird das Brot nicht schmecken wie sonst“, sagte Kämmerer Schmidtke. „Aber das ist nicht das Schlimmste. Die Saat für diesen Herbst macht mir mehr Sorgen. Kein angekeimtes Korn keimt ein zweites Mal.“

Kämmerer Schulzig auf dem Wiesenhof hatte es am schwersten. Bei ihm schwammen mehr Hocken im Wasser als bei den anderen, und seine Äcker waren so aufgeweicht, daß er mit den nicht einmal voll geladenen Fudern immer wieder steckenblieb, Pferde vorspannen oder umladen mußte. Die Arbeit ging dadurch schlecht vorwärts, und seine Stimmung war nicht gut.

Meine Eltern aber und ich waren dankbar für jede schöne Stunde, für jede Garbe, die geborgen wurde. Von der Ernte mußte der ganze Betrieb mit allen Menschen, Tieren und Verpflichtungen ein Jahr leben. Das war lang.

Auszüge aus Walter von Sanden, Das gute Land

## Zum Überreichen der Erntekrone

Schnittermädchen:

Eck bring dem Herrn e Kranz von Koorn,  
he ös gewasse under Distel un Doorn,  
he hett utgestande Schnee, Hoagel on Rejen,  
wi wönsche de Herrschaft väl Jlöck on Sejen!

Bauer:

Wi danke dem Herrgott fär all sine Trie  
on bidde: Leew Gottke, stoah wedder ons bie.  
Far Hoagelschlaag mokst ons dat Föld bewoahre,  
datt wi dat Koorn öne Schien kenne foahre.

Bäuerin:

Wi danke de Händ, de jebunde dat Koorn,  
de jeflochte von Oahre de Erntekron.  
Wi danke ju Lied, denn de Arbeit wär schwer,  
drum bidd wi ju alle to Austbeer her.

Bauer:

Musikante, nu speelt, datt de Balkes sich bege,  
Marjellkes, nu danzt, datt der Flicker foorts fleje.  
Jungs, schmiet de Klompe, leiht de Marjellkes opp,  
denn hiede göfft Austbeer, doa danz wi Galopp!

Toni Schawaller

RUTH GEEDE

## Heute feiern wir den Plon

Die alte Marie Gosek schiebt das weiße Sonnentuch tiefer in die Stirn hinein. Ein Weilchen bleibt sie im Schatten des Ebereschenbaumes stehen und wischt sich den Schweiß vom Nasenrücken. Heiß ist das heute, der Harkenstiel klebt an den braunen Händen.

„Ach Gottchen, ja . . .“ Sie seufzt leise vor sich und blinzelt in das Blau des Spätsommerhimmels, das heute tief und leuchtend ist, wie der Himmel über den fernen Hügeln Masurens, der Heimat der Marie Gosek.

„Die Quitschen sind auch all reif . . .“, denkt die Alte weiter und pflückt sich ein Bündel der roten Vogelbeeren ab. Wie lange ist das nun schon her, seit die Goseksche sich aus den prallen Quitschen Ketten fädelt, lange Kinderketten. Ein richtiger Flachskopf war sie damals, die kleine Marie, und sie hieß auch nicht Gosek, sondern ganz anders, und die roten Quitschenkette standen ihr prächtig zu den ganz hellen Augen und dem braungebrannten Gesichtchen.

„Is dir nich gut, . . . Goseksche?“ fragte der Miknat besorgt, der die Alte im Baum Schatten stehen sieht. Die Frau schrickt auf. „Ach nei, ich hab' bloß ein bißchen geträumt. Weißt, Miknat, ich denk' dann immer an zu Hause . . .“

Der Mann nickt bedächtig. „Ja, ja, nu in der Aust, da denk' ich auch immer zurück!“ Er stammt aus dem Stallupönischen, der Miknat, nicht aus Masuren wie die Marie Gosek. Aber von hier aus, vom Hessischen, ist das ja alles eins.

Die Mähmaschine rattert über das Feld und schreckt die beiden Alten aus ihren Gedanken auf. Der letzte Roggen wird heute gemäht. Schwer sinken die Schwaden zur Seite. Die Goseksche, nun schon wieder ganz bei der Arbeit, bückt sich und zupft sich ein kleines Ährenbündel zurecht, steckt es an die Schürze.

Und plötzlich — sie weiß nicht, wie es kommt — ist es nicht mehr der kleine Hessenacker, über den die Maschine rattert, sondern ein weites, weites Stoppelfeld in Masuren, hoch auf der sanften Hügelkuppe zwischen den Seen. Dort unten über den Birken, in deren Kronen hier und dort schon ein gelbes Blatt schimmert, über den roten Quitschen und den silbernen Weiden funkelt das Wasser in der Mittagsglast. Fern am anderen Ufer verblauen die Wälder.

Das Feld auf der Hügelkuppe ist leer. Nur ein paar Halme ragen noch wie vergessen am Rain, der das nahe Haferfeld abgrenzt. Eine Kornrade schimmert zwischen den letzten Ähren, Vogelwicken ranken sich hoch. Es ist sehr still auf dieser Hügelkuppe zwischen den masurischen Seen. Von der Bruchwiese hinter dem Dorf kommt ab und zu das Klappern des Storches. Vielleicht wird sein Nest auf dem Scheunendach morgen schon leer sein? Der Sommer will bald Abschied nehmen.

Da, was ist das? Ein paar Fetzchen Musik weht der Wind auf das einsame Feld. Den sandigen Weg kommen sie herauf, mit schweren, langsamen, feierlichen Schritten. Männer und Frauen, paarweise, die erste gleich hinter den drei Musikanten — dem Plehn, dem Ostroll und dem Konietzko — ist die Marie Gosek. Sie trägt in der rechten Hand das Gesangbuch, wie beim Kirchengang. Und wie alle Frauen hat sie ein frischgestärktes Kopftuch umgebunden, es schimmert



Wie überall in Deutschland sprach man auch in unserer Heimat der letzten Garbe besonders segenspendende Kräfte zu

### So wurde auf dem Felde der Plon gefeiert

Anfang August, nachdem der Roggen gemäht war, wurde in Masuren der Plon gefeiert. Hier können wir Ihnen diese Feier auf dem Gut Elisenhöhe bei Treuburg im Bilde zeigen. Die Aufnahmen stammen etwa aus dem Jahre 1937. Die Technisierung konnte die schöne alte Sitte, die uns Ruth Geede beschreibt, nicht zurückdrängen. Sie erhielt sich trotz der Mähmaschinen; die Männer halten ja noch ihre Sensen.

Wir sehen den Abmarsch der Erntearbeiter vom Hof unter Vorantritt des Inspektors und der Musikkapelle, und wie dann die Frauen beim Singen von Liedern Ähren aus der letzten Hocke zupfen und sie bündeln zum „Plon“. Nun spielt die Musikkapelle, und feierlich erschallt der Choral: „Nun danket alle Gott!“



blütenweiß über dem sonnenbraunen Gesicht. Die neue Schürze glänzt. Auch Schuhe und Strümpfe hat die Marie an, denn heute ist ja Feiertag, heute ist Plon.

Die Männer haben die Schirmmütze tief in die Stirn gezogen. Über der linken Schulter blinkt die Sense. Sie singen. Ein ernstes, langgezogenes Lied mit vielen Versen. Der alte Pfarrer aus Kallinowen hat es geschrieben.

„Das Feld ist weiß, die Ähren nun sich neigen, um ihrem Schöpfer Ehre zu erzeigen . . .“

So gehen sie singend über das Stoppelfeld zu den vergessenen Ähren am Ackerand. Nein, sie sind doch nicht vergessen. Langsam heben die Männer die Sensen, die letzten Halme fallen zur Erde. Die Frauen rafften die Schwaden zusammen und binden sie, stellen die Garben zur letzten Hocke. Und nun nimmt der Gutsherr die Mütze ab, und die Männer folgen ihm. Schwer und feierlich zieht der Choral über das Stoppelfeld, zieht hinab zum See, zum Dorf, zum Gut: „Nun danket alle Gott . . .“

Die Marie Gosek steht mit den anderen Frauen an der Hocke und bindet ein paar Ähren zu kleinen Büscheln zusammen. Die jungen Mädchen halten die Erntekrone. Sie ist aus Stroh geflochten und mit leuchtenden Sommerblumen geschmückt. Bunt wie die prächtigen, großen Dahlien sind die Seidenschleifen, die leise im Winde rascheln.

Umständlich, denn alles muß langsam und feierlich gehen, bindet die Marie die Roggenhalme der letzten Hocke in die Mitte der Krone ein. Der Vorschnitter senkt seine Sense. Fröhlicher wird die Musik, während die Mädchen die fertige Erntekrone an Skrodskis Sense binden. Und nun gruppieren sich alle wieder zum Zug, hoch schwebt die bunte Erntekrone mit ihren flatternden Bändern über den singenden Menschen, die nun zum Gutshaus hinabziehen.

Vor der Treppe zur weinumspunnenen Veranda steht eine ganze Mütze voll Kinder. Die Augen blitzen vor Erwartung. Weiße Baumwollstrümpfchen haben die kleinen Marjellen an, die blauen und rosa Kleidchen sind frischgestärkt. „Sie kommen, sie kommen . . .“ Endlich ist der große Augenblick da, auf den sie schon seit Wochen gewartet haben. Heute ist Plon!

Der Skrodski ist sich des feierlichen Augenblickes voll bewußt, der nun herangerückt ist. Sein schwarzer Schnauzbart zittert. Aber seine Stimme ist ganz ruhig und bedächtig, wie er nun den alten Spruch aufzusagen beginnt, stramm wie ein Soldat: „Wir wünschen dem Herrn ein vieles Glück . . .“

Der Spruch ist lang, er hat viele Verse, aber der Skrodski hat sie alle fein behalten. Alle hören andächtig zu. Dann sagt der Gutsherr seinen Dank. Der Marie ist so feierlich zumute, daß sie am liebsten weinen möchte. Sie tut es auch ein bißchen. Aber da hat der Skrodski schon die Erntekrone übergeben und greift nun nach der Flasche mit dem goldgelben Bärenfang, den die Frau ihm reicht. Der Skrodski tut einen tiefen Zug, er hat ihn weiß Gott verdient. Die Flasche kreist. Die Musik setzt mit einem fröhlichen Rheinländer ein. Und die Burschen haben auf einmal blanke Augen bekommen, sie scheuern sich nicht mehr verlegen die Häuse an den steifgestärkten Hemdkragen. Sie plinkern zu den Mädchen hin: Wartet nur, ihr Racker, gleich gehts los . . .

Und da schießt auch schon aus irgendeiner dunklen Hausflurecke ein Wasserstrahl hervor, trifft den ahnungslosen Skrodski, der sich noch ganz in seiner Wichtigkeit sonnte. „Na ich werd' euch schon, ihr Marjellens!“

Schnell hat er nach einem bereitstehenden Eimer gegriffen und die nächstbeste Weiblichkeit mit dem ganzen Inhalt beglückt. Das ist der Auftakt zur großen Wasserschlacht. Niemand wird verschont, auch nicht die Gutsherrschaft.

Auch die Marie Gosek macht mit, trotzdem sie beileibe nicht mehr die Jüngste ist. Aber das Begießen ist beim Plon beinahe das Schönste, natürlich von all dem Feierlichen abgesehen. Man hat sich doch schon wochenlang darauf gespitzt, einmal dem langen Woltik oder dem frechen Kardel eine kalte Dusche zu verpassen. Die Wasserschlacht wogt hin und her. Ein paar Mädchen nehmen kreischend Reißaus, aber schon haben die Burschen sie eingeholt. Klatsch — die gestärkten, blütenweißen Kleider sind nur noch nasse Lappen, aus ist es mit den frischgebrannten Locken. So geht es, bis schließlich der Skrodski mahnt: „Na, nu hört man endlich mit dem Gepladder auf . . .“ Naß wie eine Katze zieht er sich zurück, um sich in Sonntagsstaat zu schmeißen.

Schnell machen sich nun alle fein. Auch die Marie Gosek zieht sich das gute Schwarze an, bindet die neue Weihnachtsschürze vor, die extra auf diesen Tag gewartet hat, kämmt sich das klitschnasse Haar glatt an den Kopf und geht dann hinüber zur Tenne.

Die ist nicht mehr wiederzuerkennen. Einen ganzen Erntewagen voll Laub haben die Männer geholt und die Tenne in einen wahren Wald verwandelt. Bunte Lampions baumeln zwischen den Girlanden. Auf dem Leimboden stehen die gedeckten Tische. Es riecht nach Schmorkohl und Schweinebraten. Auf dem zartrosa Fleisch liegen die braunen Knusperchen. Wie die duften!

Die Frau braucht nicht lange zu nötigen: „So, Leute, nun langt man zu . . .“ Die schwere Arbeit der letzten Wochen, die Aufregung des heutigen Tages, die Wasserschlacht, — das alles hat Hunger gemacht. Und dann noch einen süßen Schnaps, ein Bierchen. Die Alten sind restlos zufrieden. Sie wollen nicht mehr haben. Aber die Jugend ist nicht mehr zu halten. Die Musik spielt schon eine Polka. Und nun wird getanzt, getanzt bis zum Morgengrauen.

Sie, die Marie Gosek, tanzt als älteste Arbeiterin mit dem Herrn den ersten Tanz. Wie der noch Polka tanzen kann! Rein wie ein Junger! Die Marie kommt ganz außer Atem. Und die Frau ist auch nicht gerade mehr die Jüngste, aber sieht doch, sie tanzt noch alle Marjellens glatt an die Wand.

Die Marie geht ein bißchen vor die Türe zum Verpusten. Draußen kommt die Spätsommernacht über die Felder daher. Nun ist der Roggen gehauen, denkt sie, bald kommt der Hafer, der Weizen, die Gerste. Und dann die Kartoffeln, die Rüben. Das Land schenkt seinen Segen, das gute Land ringsum auf den Hügeln über den Seen.

Die Goseksche schrickt zusammen. Eine Hand hat sich auf ihre Schulter gelegt. Der Miknat hat sie schon eine ganze Weile sorgenvoll beobachtet. „Na, willst nich mehr oder kannst nich mehr, Goseksche?“ fragt er besorgt. Die Marie schlägt wehrend mit der Hand: „I wo, ich hab' nur so'n bißchen sinniert“, sagt sie und setzt die Harke wieder auf, „ich hab' bloß an zu Haus gedacht, da feierten wir nun den Plon, wenn der Roggen drin war!“ Der Miknat schüttelt den Kopf. „Vom Plon weiß ich nuscht. Erntefest, ja, das haben wir auch gefeiert. Aber warte mal, ganz früher, mein Großvater hat's mir erzählt, da haben sie bei uns die letzte Roggengarbe in der Gesindestube aufgehängt. Bobas nannten sie das. Und von

dem Bobas haben sie dann paar Körner mit in die nächste Saat genommen. Aber ich hab' keinen Bobas mehr gekannt."

„Ja, ja“, nickt die Goseksche, „das wurd' bei uns früher auch so gemacht, mit den Ähren aus der Krone.“

Sie seufzt leise vor sich hin. „Das ist aber nun schon so lange her, ach, ja, du liebes Gottchen . . .“ Und dann harkt sie weiter.

## Sorgen und Segen in der Erntekrone

Es gibt kein schöneres Dankzeichen als die Erntekrone. Auf dem sauber gefegten, noch leeren Kornspeicher oder auf dem Hofplatz unter der Linde hing sie beim Erntefest in Ostpreußen. Überreicht wurde sie mit einem Spruch:

„ . . . So väl Oahrkes, (Ähre = Ährchen)  
So väl Poarkes!                      So väl Kerner,  
So väl Hock'kes,                      So väl Schäpel,  
So väl Schock'kes!                      So väl Lastel! . . .“

Gute Wünsche begleiteten also die Erntekrone. Bunte Bänder flatterten in dem Geflecht von Ähren und Halmen. Nicht mit einflechten ließen sich die Mühen und Sorgen, die den Landmann von dem Tage an nicht mehr verließen, an dem er das Korn in die Erde senkte. Ein nasser oder ein zu trockener Sommer führt uns allen wieder vor Augen, wie abhängig die Ernte von Wind und Wetter ist. Die Bitte der Gemeinde um Segen der Mühe, die in den Kirchen daheim üblich war, beruhte auf dieser Erkenntnis menschlicher Ohnmacht.

Doch muß der Mensch auch das Seinige tun. Es ist ein langer Weg zum Brechen der Erdkruste, vom Dungstreuen, Ackern und Säen bis zum Schnitt. Stand das Getreide in Hocken, so entschwand die Sorge immer noch nicht, denn es galt nun, die Garben auch gut unter Dach und Fach zu bringen. „Zurücknehmen“ nannte man das Abstaken der Garben vom Wagen auf der Tenne und ihr Weiterreichen mit der Forke im Fach. Hoch oben wurden sie geschichtet und niedergetreten, um möglichst viele verstauen zu können.

Wie das Korn schüttete, sah man erst beim Drusch. Sackweise trugen die Manns auf ihren kräftigen Schultern das gedroschene Korn die schmale Treppe hoch auf den Speicher. Auf der Dezimalwaage wurde es gewogen; sie hatte das noch zu Zeiten des Großvaters übliche Hohlmaß, den „Schäpel“, verdrängt.

Das Korn verwandelte sich in Brot, das wir alle brauchen; die Bitte im „Vater unser“ hat einen elementaren Sinn. Erfahren haben wir dies in den Hungerjahren, als die Schnitte Brot wieder mehr als alle anderen Güter geachtet wurde. Es wäre gut, wenn der Menschen dies nicht vergäbe . . .

## Trotz-Erntedank

Alle Bauern von Betzendorf waren stark und hart, so wie es sich für Bauern geziemte, deren Boden geizig war und dennoch sie und ihre Nachkommen ernähren mußte. Sie hatten im Verlaufe von hundert Jahren ihren Boden gelehrt, so viel herzugeben, daß er auch noch der Stadt genügte, zu deren Füßen er lag. Die Bauern von Betzendorf waren keine Kirchenläufer, aber sie schlugen das Kreuz über jedes Brot, das sie anschnitten und brachten nach jeder Ernte ihren Dank in die kleine Kirche. Der Pfarrer hatte bis zu jenem denkwürdigen Trotz-Erntedank nicht über sie zu klagen.

Dies aber ist nun die Geschichte von des Pfarrers Trotz-Erntedank:

Das Jahr war schlecht gewesen. Es war so schlecht gewesen, daß die Bauern mit dem Sparen und Einteilen nicht erst bis zu jener Zeit warteten, da kaum noch etwas da sein würde, um es einzuteilen, sondern es gleich besorgten. Und dazu gehörte nun in aller erster Linie, daß sie dem Herrn Pfarrer bedeuteten: Gott könne auf keine Opfer rechnen, er habe ja auch nichts für sie getan.

Den Pfarrer wurmte es. Wurmte es weniger um Gottes willen als um einiger Armen willen, die auf ihn und die kleinen Opfer warteten. Und er sann mit Eifer, wie er zu dem kommen konnte, was er am Sonntag des Erntedanks am Altar zu sehen wünschte.

Endlich hatte er einen Gedanken, und er säumte nicht, ihn in die Tat umzusetzen. Er machte die weitesten Wege, um bei den Bauern als Mittelsmann eines anderen die mannigfachsten Früchte der Gärten und Felder einzukaufen. Er kaufte reichlich und vergaß niemand. Und hatten die Bauern nichts zu opfern, zu verkaufen fand sich bei allen etwas. Daß der Pfarrer bei seinem Mittlergeschäft keinen Pfennig zahlte, störte sie wenig, denn der Pfarrer schien ihnen Sicherheit genug. Und so kam es, daß die Bauern am Sonntag des Erntedanks ebenso staunend wie verlegen vor dem reichlich gefüllten Altarraum standen. Argwöhnisch bespitzelten sie sich untereinander, wer wohl so viel gespendet haben möge, um sich einen guten Platz in des Herrgotts Himmel zu sichern. Und sie ärgerten sich über die Nachbarn, am meisten aber über ihre eigene Scham, nicht selber auch zu diesem Dank hinzugetragen zu haben.

Der Herr Pfarrer sah den Zorn und er sah die Scham seiner Bauern. Er ließ sie beides lange auskosten und freute sich reinen Herzens darüber. Seine Predigt war ein Donnerwort, wie es die Bauern noch nie gehört hatten. Sie beugten sich tief darunter. Eine Welle der Ungläubigkeit aber ging durch ihre Reihen, als schließlich der Pfarrer milder versicherte, daß sie dennoch alle unter den Dankbaren seien, denn — nicht wahr? — sie spendeten doch gern alle jene Dinge, die er als Mittelsmann seiner und ihrer aller Gottherrlichkeit eingekauft hatte, und verzichteten auf jegliche Bezahlung?

Da begriffen die Bauern alles. Aber keiner wagte es, seinem Pfarrer gram zu sein. Vielmehr atmeten sie alle auf, nickten einander befreit und zuversichtlich zu und wußten, daß nie ein Erntedank eindringlicher zu Gott hätte emporsteigen können, wie an diesem Tage.

## Ernte auf der Kolchose 1945

Wenn deutsche Frauen harte Männerarbeit verrichteten, galt das längst nicht mehr als besondere Leistung. Viele hatten auch in russischen Haushalten Putzstellen angenommen, um zu Brot zu kommen. Das war begreiflich. Für mich aber vertrat ich die Auffassung, daß ich lieber jede schwere Arbeit anpacken wollte, als für eine Russin die Fußböden zu putzen. Ohne diesem Vorsatz untreu zu werden, gelangte ich dann auch schneller als gedacht zu einer schweren Arbeit. Es war um die Monatswende vom Juli zum August, als ich eines Morgens zur Kommandantur bestellt wurde. Ich kam dem Befehl „Sofort kommen“ natürlich umgehend nach. Kurz und bündig teilte mir Claudia mit, daß sie mich auf die Liste derer gesetzt hatte, die in einer Stunde zur Erntearbeit mitzufahren hätten. „Aber Sachen mitnehmen für drei Tage!“ rief sie mir noch nach. Was das bei den Russen hieß, wußte ich: drei Tage konnten ebensogut einen Monat oder länger bedeuten. Ich konnte kaum atmen, so überrumpelt war ich. Dazu hatte ich mir nun mit Mühe und Not soeben mein Zimmer so schön eingerichtet! Eiligst mußte ich mein Bündel schnürren. Der Lkw sammelte schon ein.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich mit der unabänderlichen Situation abzufinden. Schließlich tröstete ich mich damit, daß man die Sache auch von dem Gesichtspunkt aus betrachten konnte, jetzt während der Erntezeit auf dem Land besser versorgt zu sein, als in der Stadt.

Die Tatsache, daß wir vor dem Besteigen der Maschinen namentlich aufgerufen wurden, löste in mir die idiotische Vorstellung aus, wir würden — wenn auch bestimmt nicht nach den angekündigten drei Tagen — wieder in Kummerau abgeliefert werden, da ja diesmal die Kommandantur über uns wachte.

Sie brausten mit uns wieder in Richtung Labiau los. Zuerst dachte ich gar nichts, da das Denken in solchen Fällen nicht nötig zu sein pflegte und man doch nur abwarten konnte, was sie mit einem anstellen würden. Aber als wir uns immer weiter von Königsberg entfernten, begannen wir doch, nervös zu werden, denn alle hatten angenommen, die Ernte solle in der näheren Umgebung eingeholt werden. Eine vage Vermutung, der auch andere Frauen schon Ausdruck gaben, ließ es mir in der Brust immer enger werden. Steuerten sie uns etwa einer Kolchose zu? Dann wäre ich ja mit meiner Rückkehr von Lesgewangen in die Großstadt Königsberg ganz schön heruntergebuttert. Auf der Mühle hatten wir uns die Arbeit selbst einteilen können. Sollte ich nun gar Sträflingsarbeit verrichten müssen? Denn Kolchosen waren mit Arbeitslagern auf einen Nenner zu bringen und die dort Beschäftigten standen unter Bewachung. Dieser Gedanke belustigte mich sogar ein wenig. Nur Galgenhumor konnte mir noch helfen, meine Fassung zu bewahren.

Meine bösen Ahnungen hatten sich bewahrheitet. Es war wirklich eine Kolchose. Sie hieß Groß-Scharlack. Das Gut war — wie alle großen Güter — verstaatlicht. Bei sengender Mittagshitze kamen wir an, begrüßt von einigen deutschen Frauen, die schon länger hier arbeiteten. In kürzester Frist machten sie uns mit den hier herrschenden Verhältnissen bekannt. Da wäre der Chef, ein Major im Dienst-rang — „Natschalnik nennt der sich“, rief ein junges Ding, „den kriegt ihr aber



sicher nicht vor drei Tagen zu sehen, der macht sich rar! Er will mit uns ordinärer Arbeiterschaft möglichst wenig zu tun haben!" „Genau wie der Kapitän, die beiden führen sich hier wie die Zaren auf!" bestätigte eine andere. „Tja, und dann haben wir noch den Misha. Das Schwein tritt den Frauen einfach in den Bauch, wenn er in Wut gerät", berichtete eine ältere Frau verbittert. „Und das kommt oft vor", überbot ein ganzer Chor. Wir waren entsetzt. Außer einigen Subalternen verwalteten russische Soldaten den vorhandenen Viehbestand. „An Kühe kommen wir aber nicht ran, wir möchten ja können was beiseite schaffen von der guten Milch!" Eine stämmige Bäuerin blickte grimmig in Richtung der Verwaltungsgebäude.

Daß ich als Quartier eins der allerkleinsten Häuschen wählte, basierte auf der Erkenntnis, daß die vier vorhandenen Holzpritschen, von denen jeweils zwei übereinander im Raum standen, einem Massenlager in einem größeren Haus vorzuziehen waren. Neues Stroh war schnell herbeigeschafft.

Es schien mir noch mitten in der Nacht zu sein, als wir am nächsten Morgen geweckt wurden. Die Frühstücksmahlzeit, die wir uns an der Essenausgabestelle holen durften, bestand aus einer als Kaffee offerierten braunen Brühe und 400 Gramm trockenen Kommißbrots, das naß und sauer war. Dieses Stück Brot, das in der Frühe als Tagesration ausgegeben wurde und auch die Mittags- und Abendsuppe ergänzen helfen sollte, wurde von den meisten schon frühmorgens vertilgt, damit sie die schwere Arbeit überhaupt bewältigen konnten. Erinnerungen an die Mühle wurden in mir wach: Wie hatte jenes selbstgebackene Hausbrot, verglichen mit diesem nassen Zeug, geschmeckt!

Nach dem „Morgenmahl" rief eine unüberhörbare Glocke zur Arbeit. Von allen Seiten eilten die Leute — meist Frauen — herbei und wurden in einzelnen Gruppen — Brigaden genannt — auf die Felder, die teilweise kilometerweit entfernt waren, geführt. Mit meinen für diese Arbeit wieder bestens geeigneten Stiefeln marschierte ich den weiten Weg mit, bis unser Trupp an dem Getreidefeld anlangte, das uns als Arbeitsplatz des ersten Tages zugedacht war. Hinter einer unerbittlich vorwärtstrebenden Mähmaschine — es gab damals noch keine Mähdrescher — ist das Getreidebinden und Hockenaufstellen für den Rücken einer Städterin kein Blumenpflücken. Ich schwitzte. Solch schwere Arbeit hatte ich in meinem Leben noch nicht kennengelernt. Wie schnell wird der Rücken müde, und nach Stunden gnadenlosen Rackern schmerzen die Glieder. Sauer verdienten wir unser tägliches Stückchen Brot.

Warum bloß die zwei russischen Posten mit ihren Gewehren, die sie nicht einen Moment ablegten, so wichtig taten? Sollten die uns eins vor den Latz knallen, falls wir ausrücken wollten? Das würde hier vom Feld aus sowieso niemand tun. Dazu gäbe es bestimmt bessere Möglichkeiten.

Die pralle Sonne war kaum noch auszuhalten. Wir wußten nicht, ob wir fünf oder sechs Stunden geschuftet hatten. Endlich gab einer der Posten das Zeichen zur Mittagspause.

Der Weg zum Lager zurück erschien uns jetzt weiter als in der Morgenfrische des beginnenden Tages.

Angekommen, ergriffen wir den bereit stehenden Henkelmann und reihten uns in die anstehende Schlange zum Essenfass ein. Die Abfertigung entsprach dem „Menu": kalt und lieblos. Jeder trollte sich mit seinem Suppentopf ins Quartier. Was dann aus besagtem Topf zum Vorschein kam, setzte meine Hoff-

nung auf gute Landverpflegung endgültig matt. So etwas hatten wir ja in den ersten Wochen der allerschlimmsten Not kaum gegessen. Es wäre besser gewesen, sie hätten das stinkende Pferdefleisch nicht in die Suppe mit eingekocht, in der die Bohnen noch klapperten. Und dafür diese schwere Plackerei. Wir fischten das Fleisch heraus, warfen es weg und würgten die elende Suppe hinunter. Wer sich noch einen Rest des Morgenbrotes aufhob, tat gut daran.

Die Niedergeschlagenheit, die sich meiner bemächtigen wollte, versuchten meine Quartiergefährten mir auszureden: „Sie werden es sicher bald wie alle anderen lernen, etwas nebenbei zu organisieren!" Von dieser kalorienreichen Suppe und dem Kanten Brot käme man bei der schweren Arbeit bald auf den Hund. „Alles schön und gut, aber woher nehmen?" warf ich mutlos ein. „Dann eben stibitzen!" antwortete Erika, „nach der Getreideernte gibt's auf den Feldern bestimmt allerlei, was man heimlich mitgehen lassen kann: Tomaten, Gurken und vor allem Kartoffeln! Die können wir dann hier im Quartier kochen, in der Suppe sehen wir die doch nie!" Sie redete sich in Eifer und Wut: „Zwei Wochen lang Erbsen, mal graue, mal grüne; dann vierzehn Tage Bohnen, hart wie Kieselsteine . . ." Irmchen unterbrach sie: „Vergiß nicht die Graupen, das war ein Erlebnis — zwei Wochen lang! Aber das wäre ja alles nicht so schlimm, wenn sie nicht dieses Fleisch mitkochen würden, das allerhöchstens die Schweine fressen könnten."

Über die mir in Aussicht gestellte „Drei-Tage-Arbeit" lachten sie schallend: „Sie glauben doch nicht etwa, daß Sie von hier wieder nach Königsberg zurückgebracht werden?" Nein, das glaubte ich jetzt nicht mehr; aber die Flinte ins Korn werfen wollte ich deswegen noch lange nicht. Schon am ersten Tag begann ich Fluchtpläne zu schmieden und schwor mir, auszuruhen, wenn ich die Nase randvoll haben würde.

Die restliche Mittagspause erschöpfte sich in etwa fünfzehn Minuten, die man totenähnlich auf seinem Lager verbrachte. Schon rief die Glocke wieder aufs Feld, zur selben Arbeit wie am Vormittag. Die Stimmung unterschied sich nur dadurch, daß alle sich auf den Feierabend freuten. Als es endlich soweit war, schlepten wir uns kreuzlahm in unsere Unterkünfte zurück.

Daß die Grützesuppe am Abend nicht so widerlich schmeckte wie der Mittagspamps, lag nicht zuletzt daran, daß sie ohne das vermaledeite Fleisch nur mit Wasser gekocht war. Totale körperliche Erschöpfung sorgte dafür, daß mein Schlaf durch das für mich wieder ungewohnte Strohlager nicht beeinträchtigt wurde.

In ähnlicher Weise verstrichen die folgenden Tage, an denen wir Neuankömmlinge es blutig ernst nahmen, die angewiesene Strecke bis zum Abend zu schaffen. Denn es gab eine Normenvorschrift, nach der jeder sein bestimmtes Soll zu erfüllen hatte. Allmählich aber dämmerte uns, daß man dumm war, wenn man es allzu genau nahm. Einzelne verstanden es gut, immer ein bißchen zu schummeln. Und da man täglich mehr seiner neuen Mitgefährten kennenlernte — die drei Tage waren längst herum — kam man hinter die kleinen Kniffe, die angewendet wurden, um sich das Leben zu erleichtern.

Als erste Annehmlichkeit wurde von uns notiert, daß auf dem von unserer Gruppe bearbeiteten Roggenfeld ein Postenwechsel stattfand. Der eine, dessen wasserhelle Äuglein in einem roten Vollmondgesicht uns recht gutmütig anblickten, duldeten es, daß wir uns bei der Nonstoparbeit auch mal eine Ver-

schnaufpause gönnten, wenn kein weiterer Aufseher in Sicht war. Sobald er merkte, daß man kaum noch konnte, sagte er aus freien Stücken: „Chwatit Frau — genügt — po malo bidet — ein wenig sitzen“ und ließ zu, daß jeweils zwei von uns abwechselnd hinter einer aufgestellten Hocke einige Minuten ausruhten. Seine Aufforderung: „Dalsche rabotad — weiter arbeiten“ ließ manchmal eine Viertelstunde auf sich warten. Wie gut schmeckte dann eine Scheibe des mitgenommenen Brotes, das ich mir wohlweislich einteilte. Bald merkte ich nicht mehr, daß es sauer war. Dieser Russe erlaubte uns mitunter auch, auf einem der hochbeladenen Erntewagen mitzufahren, wenn es zum Hof zurückging. Das war natürlich eine Vergünstigung, die wir nur allzu gern ausnutzten.

Trotz aller Mühsal gab es aber auch heitere Momente bei uns. Besonders eine Arbeitsnachbarin bot uns oft Anlaß zur Belustigung. Es hatte nach meiner Ankunft nicht lange gedauert, bis ich neben allen anderen der dort arbeitenden Frauen auch sie kennenlernte, deren Derbheit nicht unsympathisch war: Frida Haut. Sie war ein Original. Die frühere Gemüsehändlerin, ein Marktfrauentyp, war von der zwar rauhen, aber rechtschaffenen Sorte, ebenso ihr Mann, mit dem zusammen sie sich anscheinend schon seit dem Anfangsstadium der Kolchosa dort befand. Willi Haut sahen wir nur in den Arbeitspausen, da die deutschen Männer kaum jemals am gleichen Arbeitsplatz wie die Frauen eingesetzt waren — es sei denn beim Dreschen.

Zu Beginn der Bekanntschaft mit Frida gab sie mir beim Anstehen zum Essenfassen einen gutmütigen Schubs in die Seite: „Ihn'n hab'n se grad pinktlich zu de Ernte von Keenichsberch wech nach hier in de Landluft jelokt? Wer'n sich auch nich lang bei de Arbeit bick'n. Nei, ich steh lieber, sonst wird mit de Zeit mein Kreuz lahm. Das jäb woll was, wenn ich mich womeeglich immer bicken tät. Wer das macht, is vleicht bleed. Vor de Russ'n hab ich keinen Schiß, un wenn mir einer dreidammlich kommt, sag ich zu em: „Düwel nochmal, leck . . .“ Sie posaunte das bekannte Götz-Zitat in vollem Wortlaut hinaus, dann plauderte sie weiter: „Von dem Schietfraß wird einer ja nich satt, aber wenn Se erst verstehn, sich e bißchen was nebenbei zu besorjen, denn isses hier gahnich so schlimm!“

Angesichts dieser Lebensphilosophie mußten wohl selbst die Russen kapitulieren. Auch bei ihnen hatte sie immer die Lacher auf ihrer Seite. Russische Flüche kamen Frida genau so geläufig aus dem Mund, wie deftige Witze, mit denen sie uns die Arbeit auf dem Feld verkürzte. Wer zart besaitet war, mußte allerdings weghören. Und trotzdem hatte jede von uns sie gern und arbeitete mit Vorliebe in ihrer Nähe.

Jetzt schmuggelten die Frauen schon heimlich Frühkartoffeln ins Quartier. Die begehrte Knolle machte auch die miserabelste Wassersuppe genießbar. Mittlerweile reiften Tomaten und Gurken auf den Äckern. Gar keine Frage, daß diejenigen, die das Glück hatten, in einer dort eingesetzten Kolonne zu arbeiten, schon tagsüber so viel in sich hineinstopften, als der Magen nur fassen wollte. Für die Kameradinnen, die einer anderen Arbeit zugeteilt waren, wurde mitgesorgt. Wer sein Soll erfüllt hatte, konnte damit rechnen, daß der Aufsichtsposten ein Auge zudrückte, wenn beim Heimgang der Umfang weiblicher Rundungen erstaunlich zugenommen hatte, was einem aufmerksamen Beobachter bestimmt nicht entgehen konnte. Aber die meisten Aufseher waren nicht so, daß sie uns die „dem russischen Staat gestohlenen Produkte“ wieder abnahmen. Auch Mischa tat, als merke er nichts. Betrieb er doch selbst die Tomatenernte außerhalb der

Legalität, da auch er „Pomidores — Tomaten“ schätzte. Böse wurde er nur, wenn man nicht die besten für ihn aufhob. Da Mischa seine Hilde natürlich stets bei der angenehmsten Arbeit einsetzte, gehörte auch ich wochenlang zu den Bevorzugten, die auf dem Tomaten- oder Gurkenfeld arbeiten durften, denn ich galt bei ihm als ihre besondere „Padruga — Freundin“. Wir durften uns bei Mischa manches herausnehmen, was den anderen versagt war. Oft drohte er uns zwar mit der Faust: „Ja tjebej dam! — Ich werde dir helfen!“, doch meist war diese mehr scherzhaft als ernst gemeinte Geste gegen Frida gerichtet, die sich immer noch davor hütete, zu dicht an die Arbeit heranzukommen. Allein unserer Überredungskunst Mischa gegenüber hatte sie es zu verdanken, nicht in eine andere Gruppe beordert zu werden.

Der Erntemonat September gehörte zu der für mich besten Zeit auf der Kolchosa, wenn auch täglich das gleiche Programm abrollte. Man arbeitete, aß — die Hauptfreude dieser Zeit — und schlief wie ein Murmeltier, sobald man die müden Glieder zur Ruhe ausstreckte.

Abends, wenn die „Kleptomanen“ ihre Taschen geleert hatten und die Kartoffeln ausreichten, wurden jetzt Flinsen gebacken, meist ohne Fett zwar, aber alle rissen sich darum. Selbst Edith, die keinen Mangel litt, fand sich gern zu diesen Mahlzeiten ein, die stets mit Humor gewürzt waren. Hilde war bei der Betätigung des Reibeisens unermüdlich und schaffte wahre Rekorde. Nie kam es zu echten Reibereien zwischen den Frauen. Die weniger aktiven ordneten sich ohne Murren den „Führungsnaturen“ unter.

Wenn der Himmel seine Schleusen öffnete und die Feldarbeit unmöglich machte, mußten Säcke geflickt werden. Die „beliebteste“ Arbeit, das Ställeausmisten, fiel zu dieser Jahreszeit noch selten für uns an. Sie blieb vorwiegend den Wintermonaten vorbehalten.

Unsere stille Teilhaberschaft an der Gurken- und Tomatenernte ging nun leider langsam zu Ende. Doch das Kartoffeleinbringen zog sich noch lange hin. Auch mit dem Winterkohl, der Russen meistgegessenes Gemüse — Kapusta genannt — ließ man sich Zeit. Im Oktober feierte das Flinsenbacken dann erst richtig seine fröhlichen Urständ. Selbst Leute, die nicht direkt an Kartoffeln herankamen — wie viele der Männer — konnten sich trotzdem immer welche „besorgen“.

Die Nächte wurden schon kalt. Wenn wir von der Arbeit ins Quartier zurückkamen, mußte zuerst geheizt werden. Das war bei uns nur in der Küche möglich. Die Tür zum Pritschenraum blieb dann offen. Nur so konnten wir es mit den dünnen Decken nachts aushalten. Aber im Winter? Von den „drei Tagen Erntearbeit“ hatte ich nun bald genug.

Im letzten Oktoberdrittel war es nach vorangegangenen Regen wieder schön geworden, und die Kohlernte verlief zunächst völlig normal. Wir rückten auf dem Feld die Reihen entlang und hieben mit großen Hackmessern die Kohlköpfe ab. Die nachfolgende Gruppe sammelte sie ein und türmte sie zu großen Haufen auf. So blieben sie vorerst liegen. Der Oktober ging zu Ende, im November waren wir immer noch bei der Kohlernte. Nun sah die Sache anders aus: die Arbeit wurde übel. Der Transport des auf den Feldern gestapelten Kohls begann. Das stundenlange Hinaufwuchten der Kohlköpfe auf die vorgefahrenen Lastwagen ging noch an. Aber schlimm wurde es zur Tagesmitte, wenn die gefrorenen Kohlköpfe — durch Nachfröste bedingt — auftauten und das Wasser in unsere Ärmel lief. Meist wurde der Kohl erst weggeschafft, wenn er schon erfroren war. Häufig wurden die Köpfe auch wieder abgeladen und verfaulten

auf den Feldern. Oder wir mußten den Matsch gar noch umschauflern und verlagern. Ein sinnloses Tun. Man konnte nicht begreifen, nach welchen Gesichtspunkten die Russen vorgingen. Doch bald dachten wir nicht mehr über die Gründe nach. Möglicherweise hatten sie im Moment keine produktive Arbeit für uns. Es war sonnenklar, daß dieser Unfug sich im Winter auf ähnliche Weise fortsetzen würde. Vielleicht mußte dann, damit alle beschäftigt waren, der Mist in den Ställen von einer Seite an die andere geschafft werden. Danke nein, sagte ich mir im stillen, nachdem es nun keinen Zweifel mehr gab, daß die Hoffnung, nach Königsberg zurückgebracht zu werden, Illusion war. Rilkes schwermütige Herbstgedanken kamen mir ständig in den Sinn: „Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr . . .“ Der Winter stand vor der Tür, irgendein Zuhause wollte ich aber haben, wenn es auch ein richtiges für mich nicht mehr gab. Vielleicht existierte nach all den Monaten meiner Abwesenheit von Königsberg dort noch mein kleines mit so viel Liebe eingerichtetes Zimmerlein? Der Zeitpunkt war gekommen, der mir befahl: Ausreißen — raus aus dem Arbeitslager!

Auszüge aus „Unter dem Sowjetstern“ von Elfriede Kalusche

## Tischspruch

Größere Gottesgabe gibt es nicht,  
als daß man sein eigen Brot in Freiheit bricht.

Wilhelm Scholz

RUTH GEEDÉ

## Erntewiegenlied

Still, mein Hannchen, mußt nicht gnarren,  
heut wird Kornchen eingefahren,  
spiel man noch ein Weilchen!  
Kusch dich hin und nimm den Daumen.  
Abends gibt's auch süße Pflaumen  
schön mit dicken Keilchen.

Hannchen, hörst die Wagen knarren?  
Vaterchen kommt schon gefahren,  
und nun muß ich staken.  
Opa harkt und fährt mit ein,  
Willem wartet in der Scheun',  
alle müssen racken.

Aber Hannchen, mußt nicht plinsen.  
Bald kommt Oma mit den Flinsen.  
Milch ist noch im Kannchen  
von der bunten Muschekuh . . .  
Sieh, nun fall'n die Guckchen zu.  
Schlaf man, schlaf, mein Hannchen!

Zwiebelernte in Gilge, Verputzen und Ausbreiten der Zwiebeln zum Trocknen





## Erntezeit heute in Masuren

Deutsche leben noch heute in großer Zahl auf dem flachen Lande in Masuren; es gibt noch viele Dörfer, die zum größten Teil von Deutschen bewohnt sind. Und wenn auch viele, vor allem ältere Menschen oder junge Familien, deren Kinder in die polnische Schule gehen, mit Sehnsucht auf ihre Ausreise warten, so gibt es doch genügend Masuren, die das Land ihrer Väter nicht verlassen wollen, ebensowenig wie die Höfe, die sie mit Zähigkeit und Fleiß zu rentablen, angesehenen Betrieben gemacht haben.

Viele unserer Landsleute aber mühen sich Jahr um Jahr hart um das nötige Brot und leben arm dahin. Was ihnen jetzt die Erntezeit bringt, auf die sie immer wieder ihre Hoffnung setzen, haben wir Briefen entnommen, die in den letzten Jahren geschrieben wurden.

„ . . . Ich bin jetzt feste am Pilzesammeln, dabei ich meine Groschen verdiene, weil ich sie verkaufen tue. Im nächsten Dorf ist die Sammelstelle, wo wir die Pilze verkaufen können. Dieses Jahr sind viele Pilze, am meisten nur Gelbchen. Um vier Uhr morgens gehen wir hier alle schon auf Pilze, und so vergeht uns der Sommer, der dieses Jahr sehr schön ist. Bei der Ernte war ich auch paar Tage Roggen und Hafer binden, wir müssen ja auch für Kartoffeln abarbeiten . . .“

„ . . . Ist ja schade gewesen, daß die armen Kinder sich nichts verdient haben, denn es waren so wie keine Blaubeeren und ganz wenig Pilze wegen der Trockenheit. Da haben sie mir Waldsauerampfer gebracht, da habe ich viel für den Winter eingemacht. Und vergangene Woche brachten die Kinder mir Äpfel, da machte ich Marmelade und trocknete welche auch für den Winter; denn am Waldrand stand mal ein deutsches Haus mit einem großen Obstgarten. Da bringen mir die Kinder immer etwas nach Hause. Die Leute von dort sind nach dem Kriege nach Westdeutschland gefahren . . .“

„ . . . Ja, und dieses Jahr wird überhaupt schwer für uns sein, denn seit dem Juni regnet es andauernd bis heute noch, nur ab und zu ist ein Tag ohne Regen. Und noch dazu kalt, ich mußte bis paarmal in der Stube einheizen, sonst hätte uns alles vermolscht. Die Bauern konnten nicht den ersten Schnitt Heu trocken kriegen. Überall auf den Wiesen liegt das Heu verfault. Die Kartoffeln haben auch zu naß bekommen, schon Faulflecken, weil es keine Sonne ist. Gurken sind keine, Tomaten sind wenig und sehr teuer. Bohnen werden auch keine sein, wird schwerer Winter für uns sein, denn Kartoffeln und das andere Gemüse wird teuer sein. Keine Blaubeeren sind, und Pilze auch wenig und noch dazu viele wurmig. Das Obst ist auch nur klein, es fehlt bei allem das warme Sonnenwetter . . .“

## Zum Vorlesen in der Erntezeit

**Prosa:** Walter von Sanden, „Das gute Land“, Kapitel „Regen“ August Schukat, „Oppe Bank varre Där“, gleichnamiges Kapitel Elfriede Kalusche, „Ernte auf der Kolchose 1945“, Auszüge aus ihrem Buch „Unter dem Sowjetstern“ Briefauszüge „Erntezeit bei unsern Landsleuten in Masuren“

**Gedichte:** Krietzersch om't leewe Brot  
Veerelang  
Somernacht  
Unser Roggen  
Stelldichein  
Heejaust  
Gangelleed toer Austtied  
Kruschkes  
Nur Roggenfeld und Himmel  
Marieke

Alle enthalten im Gedichtbändchen „Hoch- und plattdeutsche Gedichte“ von Erminia von Olfers-Batocki

Früchte und Blumen aus Feld und Garten zum Erntedankfest in der Kirche



## Lieder zum Erntedank

- Das Feld ist weiß... Erntelied aus Masuren, in: DER BRUMMTOPF, MEIN LIED — MEIN LAND, UNSER FRÖHLICHER GESELL.  
 Das ist des deutschen Siedlers Art..., in: DER BRUMMTOPF.  
 Fünf sind wir Mädchen... (Heuerntezeit) aus Masuren, in: DER BRUMMTOPF, MEIN LIED — MEIN LAND.  
 Mit lautem Jubel bringen wir..., in: DER BRUMMTOPF, MEIN LIED — MEIN LAND, UNSER FRÖHLICHER GESELL.  
 Hab durchs Fenster einst gesehen... aus Masuren, in: DER BRUMMTOPF, MEIN LIED — MEIN LAND.  
 De Buer häft e Äppelboom..., in: DER BRUMMTOPF, MEIN LIED — MEIN LAND.  
 Man erzählt, daß vor Jahren... Erbsenschmeckerlied, in: DER LIEDERSCHREIN.  
 Hejo, spann den Wagen an... Kanon zu drei Stimmen, in: UNSER FRÖHLICHER GESELL.  
 Wir pflügen und wir streuen..., in: UNSER FRÖHLICHER GESELL.

## Liederbücher / Quellennachweis

- Borowski, Hedwig: **Über See und Wald.** Masurische Volkslieder in deutscher Umdichtung. Bad Godesberg: Voggenreiter Verlag o. J.  
 Plenzat, Karl (Hrsg.): **Der Liederschrein.** Volkslieder aus Ostpreußen. Leipzig: Friedrich Hofmeister 1918. (vergriffen)  
 Scholz, Wilhelm (Hrsg.): **Der Brummtopf** Lieder aus Ostpreußen. Bad Godesberg: Voggenreiter Verlag o. J. (vergriffen)  
 Wilhelmi, Herbert (Hrsg.): **Mein Lied — mein Land.** Lieder aus Ost- und Westpreußen. Leer: J. Sollermann<sup>4</sup> 1984. (Zu beziehen über die Landsmannschaft Ostpreußen e. V., Abteilung Kultur, Parkallee 86, 2000 Hamburg 13)  
 Wolf, Heiner (Hrsg.): **Unser fröhlicher Gesell.** Ein Liederbuch für alle Tage. Wolfenbüttel: Möseler Verlag 1956 (oder) Bad Godesberg: Voggenreiter Verlag 1956.

## Inhaltsverzeichnis

	Seite
Hedwig von Lölhöffel / Einführung .....	3
Hedwig von Lölhöffel / Erntedank Folge 1 .....	4
Agnes Miegel / Lied der Kulmer .....	6
Agnes Miegel / Es war ein Land (Ernte-Strophe) .....	7
Hedwig von Lölhöffel / Erntedank Folge II Ostpreußische Ernte im Wandel der Jahrhunderte .....	7
Wilhelm Scholz / Tischspruch .....	10
August Schukat / Oppe Bank varre Där .....	11
Ruth Geede / De Koornfru .....	12
Walter von Sanden / Verregnete Ernte .....	13
Toni Schawaller / Sprüche zum Überreichen der Erntekrone .....	16
Ruth Geede / Heute feiern wir den Plon .....	17
Sorgen und Segen in der Erntekrone .....	22
Wilhelm Scholz / Tischspruch .....	22
Annemarie in der Au / Trotz-Erntedank .....	23
Elfriede Kalusche / Ernte auf der Kolchose 1945 .....	25
Wilhelm Scholz / Tischspruch .....	30
Ruth Geede / Erntewiegenlied .....	30
Erntezeit heute in Masuren .....	32
Zum Vorlesen in der Erntezeit .....	33
Lieder zum Erntedank .....	34

## Literaturverzeichnis

- Kalusche, Elfriede: **Unter dem Sowjetstern.** Erlebnisse einer Königsbergerin in Nordostpreußen 1945—1947. München: Schild-Verlag GmbH 1947.  
 Miegel, Agnes: **Gesammelte Gedichte.** Gesammelte Werke Band 1. Düsseldorf/Köln: Eugen Diederichs Verlag 1952.  
 Olfers-Batocki, Erminia v.: **Hoch- und plattdeutsche Gedichte.** Herausgegeben von Frau Hedwig von Lölhöffel, 1960.  
 Sanden, Walter von: **Das gute Land.** Hannover: Landbuch-Verlag GmbH 1948.  
 Schukat, August: **Oppe Bank varre Där un andre Jeschichtes op ostpreiisch Platt.** Leer (Ostfriesland): Gerhard Rautenberg 1972.